

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

144 (24.6.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Johannisfeuer in Süddeutschland

Von Ernst Edgar Reimerbás

Vermutlich aus den Opferfeuern beim germanischen Mittsommerfest hervorgegangen, die gleichzeitig Reinigungs- und Sühnefeuer waren und zur Vertreibung von Krankheiten und bösen Geistern dienten, sind die Sonnwendfeuer trotz aller schon frühzeitig gegen diesen „heidnischen Greuel“ erlassenen Verbote auf uns gekommen. Als Feuerbräute der Freude über die in üppiger Schönheit anwachsende Natur werden sie heute noch in manchen Gegenden unteres Vaterlandes entzündet. Dieser hübsche Brauch ist namentlich in Bayern, Franken und Schwaben, ungedacht kleiner Abmachungen und Ergänzungen, in seiner ursprünglichen Form erhalten geblieben. Nur der feierliche Reigen, den man vor Jahrhunderten um das Johannis, Sünwende, Sument, Siment, Simehs oder Simeis-Feuer, in Oberfranken Kannesfeuer genannt, tanzte, ist längst in Vergessenheit geraten. Zwar wird der brennende Holzstoh von der Jugend immer noch umsprungen, von einem geregelten Tanz aber kann dabei nicht die Rede sein.

Einmal war die Sonnwendfeier solch wichtige Angelegenheit, daß selbst Könige und Fürsten daran teilnahmen. Nach einer Münchener Urkunde von 1401 hat Herzog Stephan mit seiner Gemahlin inmitten des Volkes um das „Sonnwendfeuer“ getanzt. Dasselbe tat König Friedrich 1471 während des Reichstages zu Regensburg, und 1478 wohnte Kaiser Maximilian in Augsburg dem Sonnwendfeuer bei, das von der schönen Sulanna Keitbar mittels einer Fackel in Brand gesetzt wurde, nachdem sie, zum Verger der Hofdamen, mit dem Betrieger den ersten Reigen um den Holzstoh getanzt hatte.

Das Brennmaterial für das Johannisfeuer wurde von jeder durch die Jugend des betreffenden Ortes zusammengeholt und jedermann mußte dazu beitragen. Wer sich weigerte, dem nahm man, wie aus Freising berichtet wird, das Holz einfach fort. Beim Einmalmeln laute die Jugend von jeder allerlei Verlebe her. In Unterfranken singen die Burschen heute noch: „Wer kein Holz zum Feuer gibt, erreicht das ewige Leben nicht.“ In Ober- und Mittelfranken gingen die Kinder früher mit einer hübsch ausgeschmückten Fackel von Haus zu Haus und sangen: „Maja, Maja, mita ma, — wöll ma Holz zummentragen — übers Kannesfeuer.“ Nebenliche Verlebe sind uns aus anderen Gegenden überliefert worden und viele enthalten Drohungen für Leute, welche die Herabgabe von Brennmaterial verweigerten: „Kommt niemand zum Johannisfeuer — ohne Brandfeuer; — oder — Hut und Kappie ins Feuer!“

Wie schon in uralter Zeit pflegt man heute noch durch das Johannisfeuer hindurchzuspringen, um während des Jahres gesund zu bleiben, eine gute Ernte zu erzielen, überhaupt um Glück zu haben. Vielespaare bringen (süden, wie man in Schwaben sagt) Hand in Hand oder umschlungen durch die Flammen. Dabei singt der Bursche in der Gegend am Kopf: „Nimmst Kopf und oberm Kopf in i mein Hütel schinam.“ „Wadl, wann d' mi nerne haist, dydas Fuir mußt mit mi springen!“ Die ländliche Jugend in Bayern meint, das Kreuz tue bei der Ernte nicht mehr, wenn man Hott durchs Johannisfeuer gesprungen sei. „So hoch wie man springt, so hoch wird der Gluck.“ (Bayern, Franken, Wals etc.). „St. Johann, machs Berg 3 Elle lana!“ ruft man dabei in Oberfranken. — Zu dem Feuerbräute kommen noch mancherlei andere Bräute hinzu, wie das Umherlaufen mit Fackeln, das Schließen brennender Holzstohden, die in der Mitte ein Loch haben und das Verbrechen von Strohpuppen im Johannisfeuer, alles Ueberreste der heidnischen Sonnwendfeier. Die hier und da von den Bergen hinabgerollten Feueräder sollten ursprünglich die Sonne darstellen, aus ihrem Lauf so man Schlüsse auf Glück und Unglück, Fruchtbarkeit der Felder etc. — Im Morgen wird am Sonnabend „seinfant“, d. h. brennende Strohwische geschüttelt, Strohschnitz etc. werden in die Luft geschleudert. Wundervoll ist der Anblick dieser Hunderte von „Funker“ in der lauen Johannisnacht. Die Burschen halten ihre Holzbrände mit den Worten hin: „Nehst spring, verdienst dir dies Leben an gülden Ring!“ und mutig jekten diese über die Flamme hinweg.

Wegen der Feuersgefahr haben die Behörden schon in alter Zeit wiederholt Verbote gegen die Johannisfeuer, das Funken etc. erlassen, der Erfolg war jedoch stets sehr gering; der Brauch hoffte zu sehr im Volks. Wir möchten es da mit Goethe halten, der, als man seiner Zeit in Jena der Jugend ihr Vergnügen fördern wollte, die Verse niederschrieb:

„Johannisfeuer ist unverwehrt,

Die Freude nie verlohren;

Beien werden immer stumm gekehrt (die Knaben sammelten in den Häusern Jenas alle Beien für das Johannisfeuer.)  
Und Jungens immer geboren.“

## Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

Copyright by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

43 (Nachdruck verboten)

Er drückte die Ohren, ob er nicht einen vertrauten Laut vernähme, und schon im nächsten Augenblick hörte er ein Klatschen im Wasser. Ganz leise schlich er zwischen den Erlen hindurch und blieb genau dort stehen, wo er den jungen Biber zum erstenmal gesehen hatte. Die Oberfläche des Sees kräuselte sich ein klein wenig; zwei oder drei Köpfe tauchten auf, und dann entdeckte Billo die einem Torpedo ähnelnde Gestalt eines alten Bibern, der ein Stück Holz an das andere Ufer hinstellte. Auch der Dampf lag noch so aus, wie in Billo vor bald einem Jahr verlassen hatte. Eine Zeitlang hielt sich Billo noch hinter den jungen Erlen verborgen. Allmählich erfüllte ihn immer mehr das Gefühl der Ruhe und der Erholung von den dauernden Anstrengungen der vielen Monate, in denen er auf Nahrung gewartet hatte. Er atmete erleichtert auf und setzte sich zu den Erlen nieder, daß er gute Aussicht auf den Teich behielt. Als die Sonne unterging, kam Leben in den Teich. Dort drüben an dem Ufer, wo er den jungen Biber aus den Fängen des Fuchses errettet hatte, tauchte eine neue Generation junger Biber auf, drei fette Tiere mit einem wackelnden Gana. Da begann Billo ganz leise zu miauln.

Die ganze Nacht hindurch blieb er unter den Erlen liegen. Der Biberreich wurde ein zweites Mal seine Heimat. Die Verhältnisse hatten sich aber geändert, und obwohl Taage zu Wochen wurden, trafen die Bewohner der Biberkolonie keinerlei Anstalten, Billo zu zeigen, daß sie den erwachsenen Billo aufnahmen, wie sie den jungen vor langer Zeit aufgenommen hatten. Er war groß, schwarzhaarig und hatte jetzt das Aussehen eines Wolfes, eines schrecklich aussehenden Weizens mit langen Fangzähnen. Obwohl er sich nicht hässlich zeigte, erweckte er doch bei den Bibern ein tiefwurzelnendes Gefühl der Furcht und des Argwohn. Auch Billo wünschte nicht mehr mit den jungen Bibern zu spielen. Deshalb hörte ihn das abweisende Verhalten gar nicht mehr wie damals. Auch der junge Biber war groß geworden. Er war jetzt ein fetter, glücklicher Gelle, der sich dieses Jahr ein Weib nahm und augenblicklich eifrig mit dem Sammeln seiner Wintervorräte beschäftigt

## Fahrt ins Reich der Rosen

(Von unserem bulgarischen Korrespondenten)

Die Metropole Sofia liegt hinter uns. Im Fluge jagen wir über die Landschaft, deren Unersehbarkeit den schweren Wagen leise vibrieren lassen, vorbei an den Berggipfeln mit den bizarren islamischen Schriftzeichen. Achtzigpferdige Energie singt uns in surrendem Rhythmus und pulst Kilometer um Kilometer auf den Weiden. Wolken von feinem, weißem Staub quirlen in unermüdlichem Kreislauf auf rechts auf runder Grundfläche der majestätischen Gebirgsflanke der Witoscha mit seinen ewig schneebedeckten Häuptern. Links eine flache, sanfte Ebene mit weiten, überaus, blumenreichen Wiesen, bestreut hier und da von beträumten Schafherden.

Die erste Etappe, das Bezirksstädtchen Pirdopp, ist bald erreicht. Kleine, weißgelblichte ein-, selten zweistöckige Häuser mit abnorm hohen Schornsteinen, auf denen überall, wohin auch das Auge trifft, in stolzer Ruhe brütende Störche hocken. Kein Gebäude ohne Storchennest.

Weiter geht der Weg, langsam bergan in den links immer näher rüdenden Balkan. Oft muß auf weiten Umwegen das breite, feierliche Bett harmlos dahinrollender Gebirgsbäche durchschnitten werden, die im Februar, März und April, wenn droben der Schnee schmilzt, zu reißenden Strömen werden und alles davontragen, was ihnen in den Weg steht. Erst vor wenigen Wochen haben sie hier alle Brücken fortgeschwemmt. Dort halbwegs, von der Höhe von Pirdopp herab, wurde im April 1925 ein Auental auf den König Boris verlegt, der wie durch ein Wunder dem Tode entging. Zwei seiner Begleiter fielen unter den anstürzenden Ärgeln; auch der Chauffeur wurde tödlich getroffen. Ueber den Schwerverwundenen hinweg griff der König zum Steuer und entkam in taumelndem Tempo.

In weit aussehenden Serpentinien zwischen wilden Schluchten und steil aufragenden Felswänden führt der Weg hinauf auf den Gebirgsflank. Dichter Eichenwald. Das gegebene Versteck für politische Flüchtlinge und verkehrsherrliche Elemente. Erst jüngst wurde hier auf ein passierendes Privatauto ein Raubüberfall verübt. Uebrigens mit einem netten Belegungsbande, der verlornt wieder gegeben zu werden. Mit vornehmlichen Revolvern hatten die Banditen den Wagen aufgespalten und sich dann an die Ausplünderung der Insassen gemacht, unter denen sich auch ein monatelangemehrter ehemaliger bulgarischer Diplomat befand. Auf die Aufforderung „Geld raus!“ riefte unter Monatelangemehrten Gehens ganz 15 Lema (45 Pfennige) heraus. Und das war in Wirklichkeit keine geringe Summe, denn die schnell umgekehrten Leihen förderten sich seinen einzigen Heller mehr als Tageslohn. Da trat wüthend der Raubüberfall herauf, im dem Wanne das Einmal aus dem bläulichen Gesicht und verabschiedete ihm rechts und links ein halbes Dutzend schallender Ohrspeichen mit der Behauptung: „Wer kein Geld hat, soll zumindest keine Scherbe in der Tasche tragen!“

Immer höher und höher gehts. Oft begegnen uns berittene Gendarmen und Militärpolizisten, denn heute am Sonntag passieren hier viele Wagen mit Diplomaten und Journalisten die Route ins Kolonial. Und es wäre doch peinlich, wenn die Wäde dieser Herren wieder mit der schweißigen Faust eines Banditen Befantheit gemacht würde.

Endlich taucht vor uns auf dem hohen Plateau das historische Städtchen Kistira auf, wo im Jahre 1876 die ersten bulgarischen Revolutionen gegen die türkischen Unterdrücker aufflammten. Auf dem breiten Marktplatz, wo Gruppen der Bevölkerung in ihren farbenreichen, malerischen Nationalkostümen neugierig die fremden Ankömmlinge mustern, hält unter Wagen, um zu verladen. 1400 Meter sind wir aufsteiger, und der Kühler weit sojendes Wasser aus. Also heraus und in das kleine Museum, den Stolz des Städtchens! In weiten Schränken steht man zahlreiche bulgarische und türkische Waffen aus den Freiheitskämpfen von 1876/78. Alte Hinterlader, Feuerstempelpistolen, vielfach mit kostbaren Perlmuttereinlagen, Krummstäbe, Damaskenerklingen, Senen, unförmige Ferte u. a. Dann zwei alte Kanonen, deren Rohre aus Kirchsbaumholz hergestellt wurden, die, wie uns ein alter Veteran erzählt, gewöhnlich nach dem zweiten Schuß sprangen. Schließlich ein schauerliches Bild. In einem Glaskasten auf samtlüderosem Gefelle ruhen drei Menschenköpfe, deren Schädelknochen zertrümmert sind, und daneben die übrigen Skelettknochen. Sie gehören den ersten drei bulgarischen revolutionären Führern, die von den türkischen Soldaten, einer wilden Tigeressentruppe, gefangen genommen und, um ein Exemplar zu statuieren, auf arabischer Weite hingeschleift wurden. Die Beinreste und Rippen weisen noch die Spuren der furchtbaren Säbelhiebe auf.

Wahrheitlich erkannte er in dem schwarzen Tier, dem er ab und zu begegnete, nicht mehr den kleinen Billo, mit dem er schon gespielt hatte. Ebenso betrachtete Billo vermutlich den jungen Biber nur als einen Teil der Erinnerung, die ihm geblieben war.

Billo machte den Biberreich den ganzen August hindurch zu seinem eigentlichen Aufenthaltsort. Bismweilen hielt ihn seine Streifzüge zwei und drei Tage lang fern. Diese Rüge führten ihn immer nach Norden, manchmal jedoch auch östlich und manchmal etwas westlich, nie aber südlich. Und schließlich verließ er Anfangs September den Biberreich für immer.

Lange Zeit hatten ihn seine Wanderungen in keine bestimmte Richtung geführt. Er war eben auf der Jagd und lebte hauptsächlich von Kaninchen und Rebhühnern. Natürlich erfuhr diese Spielart eine Abwechslung, je nachdem, was ihm gerade in den Weg kam. Um diese Zeit reisten die wilden Johannisbeeren und die Himbeeren. Billo fraß diese Früchte gern. Er liebte auch die bitteren Früchte der Bergelbe, die neben dem weichen Saft der Tanne und des Balsambaumes, das er hier und da mit der Zunge leckte, eine gute Medizin für ihn bildeten. In leichten Gewässern hina er gelegentlich einen Fisch. Ab und zu wagte er auch, in aller Vorsicht, einen Kampf mit einem Stachelschwein, und wenn er Erfolg gehabt hatte, tat er sich an dieser köstlichen und süßesten aller Fleischsorten an. Im September hatte er dann noch zwei junge Hirsche getötet. Die großen „Brandbeere“, auf die er ab und zu stieß, hargen nichts Furchterregendes mehr für ihn. Inmitten all des Ueberflusses dachte er nicht mehr an die Tage zurück, die er abgemagert hatte. Im Oktober zog er nach Westen bis zum Geisteslechts-Kilometer nördlich vom Greg Loon las. In der ersten Novemberwoche wandte er sich dann wieder südlich und ging eine Zeitlang den Canoe River entlang, um dann einem Wasserlauf zu folgen, der sich nach Westen schlängelte, und The Little Black Bear River No Tail (Der Kleine Schwarze Bär ohne Schwanz) genannt wurde.

In diesen Wochen war Billo mehr als einmal auf einen Menschen getroffen, aber mit Ausnahme des Fischers am oberen Ufer des Wollaston Lake, hatte ihn niemand gefolgt. Solange er dem Lauf des Seife River folgte, tauchte er sich dreimal ins Gestrüpp, während ein Kanu vorüberfuhr, und wohl ein halbes Dutzendmal beschlupperte er in der Stille der Nacht Blockhütten und Indianer-

Geotill, draußen hupt unter Wagenlenker und mahnt ihm zum Aufbruch. Die finstere Grotte im Rücken, atmet jeder im lauen den Frühlingmorgen betritt auf. Nach zweifelhinder halbschwarzer Abfahrt, oft neben gähnenden Abgründen, nähern wir uns dem Tale, dem Reiche der Rosen. Zunächst zerstreut, dann immer zusammenhängender, immer breiter dehnen sich die Rosenfelder. Ein wahres Blütenmeer umflutet uns. Herausfordernd strömt aus den Millionen, nein, Milliarden Rosen und bestreut die Schaulenden. Rosen — Rosen — weisse Rosen — rote Rosen — Rosen — Rosen. Eine besaubernde Farbenharmonie, die an orientalischen Wundergärten aus Indien und einer Nacht im Innern. Diese sind hier zur Wirklichkeit, zur tatsächlichen, lebendigen Wirklichkeit geworden. Wie könnte man den märchenhaften Anblick hier sichern? Will man ihn in Worten wiedergeben, so fehlen die Bilder; hat man die Bilder, so vermisst man die Farben. Man hätte man auch diese, so fehlte doch jener betörende Duft, der die Seelen in Jubelstöße wiegt.

Mehrere Stunden Wanderung sind trotz stürzender Gluthitze im hellblauen Firmament vergangen, und niemand hat darauf geachtet. Wir stehen, aus tiefem Traum erwacht, vor dem Dorf Kachmanlata, dem Hauptzentrum der Rosenbauern. Ein schmaler Ort, dem man Wohlhabenheit anfühlt, mit noch schmaleren Bemessern. Darunter sehr viele Türken mit rotem Feuerturmfarbenem Turban und den unten feurig zulaufenden Hosenhöfen. Die Türken sind hier noch vertrieben. Nur hier und dort ist der Schleier zurückgeworfen, und große, feuchte, schwarze Mustern freundlich den Fremden und spielen verstreut unter den schmerzlichen Wimmernde.

Auf dem Dorfanger halten ganze Karawanen von Wagen und Feln, noch bedeckt mit Säcken voller Rosenblüten. Hier beginnt der profanische Teil der Verkauf der Blüten an die Agenten der Rosenölfabrikanen. Sad für Sad wandert auf die Waage, und das Resultat ist im vollen Ganzen. Besonders eifrig sind die stark dunkelroten Damaskenerrosen, für die je Kilogramm 20 bis 24 Lema (60 bis 72 Pfennige) gezahlt werden. Dreißigtausend dieser Rosen werden zur Herstellung einer Unse Rosenöl (ein Zentimeter-Bund) benötigt. 3000 bis 4000 Kilo Blütenblätter ergeben etwa 1 Kilo Rosenöl. Werte von rund 100 000 Lema (3000 Mark). Und ersetzt werden in guten Jahren rund 3000 Kilo Rosenöl.

Eine halbtägige Fahrt wieder durch endlose Rosenfelder und große Waldnüsse nach Karlowo, dem Sitz der Rosenölindustrie. Sechs Fabriken gewinnen hier die kostbare Essenz, in erster Linie einfachem Produktionsprose. In reifen Kesseln, von denen jeder etwa 400 Kilo Blüten aufnimmt, werden diese Blüten in Wasser, der aufsteigende Dampf wird in eine zwischengeschaltete Kühlvorrichtung geleitet, schließt nieder, und der Extrakt ist abgelaugt. Der aufsteigende Dampf wird in eine zwischengeschaltete Kühlvorrichtung geleitet, schließt nieder, und der Extrakt ist abgelaugt. Der aufsteigende Dampf wird in eine zwischengeschaltete Kühlvorrichtung geleitet, schließt nieder, und der Extrakt ist abgelaugt. Der aufsteigende Dampf wird in eine zwischengeschaltete Kühlvorrichtung geleitet, schließt nieder, und der Extrakt ist abgelaugt.

Spät abends erbt, als der vielfältige Schein der hinter den taumelnden Hydra des Balkans untertauchenden Welt der Alpen sich über die blütenreichen Flächen wandelte, rolle ein Wagen über Kalofer und Kasanliß der Bahnhofsstadt Stara-Sagora zu.

## Allerlei

Der begehrte Honig. Nicht weit von Norfolk (U.S.A.) befindet sich, so erzählt ein Bostoner Blatt, ein See, in dem die Honigbienen zuer züchten. In der Nähe des Sees hat ein Bauer eine kleine Bienenföhrde aufgestellt. Die Bienen besuchen die Föhrde fleißig die süße Nahrung. Es sollte sich nun heraus, daß der Honig, den die Bienen aus dieser Nahrung herstellen, ein sehr wertvoller ist. Er ist ein feinstes Mann zu werden. Die Probieren haben eine kleine Mille nicht, wie sie den veredelbaren Bienen, den Kragen können, das Probieren eines solchen Honigs nicht vorzieht. Werden sie den Jmer oder die Bienen verhalten?

seits, in denen Menschen waren. Einmal kam er der Stille beim Wollaston Lake zu nabe, daß er das Vellen der Hunde des Schmirren ihrer Herren hören konnte. Immerwährend suchte er und forschte er nach dem, was aus seinem Leibe geschwunden war. Er beschlupperte alle Wühlhöhlen der Blockhütten und schlich alle Jode herum. Die Kanu beobachtete er mit Augen, aus denen immer noch die Doffnung strahlte. Einmal glaubte er, der Biber habe ihm die Witterung Nerezees zugewandt. Da verlorien ihm die Beine den Dienst und sein Herz drohte zu stoden. Doch Billo glaube beglückte ihn nur einen Augenblick, bis irgendein Biber normalden mit einem Weibgeschlecht in den Händen aus dem Jelt trat. Da schlich Billo ungeschlen davon.

Es ging schon dem Dezember entgegen, als Lente, ein weiser von Lac Bain, im frühgefallenen Schnee Billos entdeckte, und kurze Zeit darauf sah er ihn im Unterholz schlüpfen.

„Mon Dieu, ich sage Euch, der hat Füße wie meine Hand, groß und ist so schwarz wie der Nilgal eines Raben in der Sonne, rief er aus, als er wieder im Lagerhaus des Fellschändlers in Lac Bain war. „Ein Fuß? Non! Er ist halb so groß wie ein Biber. Ein Wolf — ou! Und schwarz wie der Teufel, M'ieu.“

McTaggart war auch dabei, als Lente mit dieser Nachricht kam. Er feste gerade mit Tinte seine Unterschrift unter einem Brief, den er im Augenblick beendet hatte. Nüchlich hielt er den Schreibern inne, daß ein Arieß auf das Blatt fiel. Es durchdrang ihn ein seltsamer Schauer, als er zu Lente hinüberblickte. Er trat Marie zur Tür herein. McTaggart hatte sie wieder angetroffen. Ihre großen, dunklen Augen verrietten den Ausdruck des Lebens. Viel von ihrer wilden Schönheit war im letzten Jahre verschwunden.

„So schnell ist er vorbeigezogen!“ sagte Lente und schmalzte den Fingern. Als er Marie erblickte, verstummte er. „Schwarz lagst du?“ fragte McTaggart ganz nebenbei ohne seinem Brief aufzusehen. „Hat er keine Kennzeichen eines Bibern getragen.“

Lente aucte mit den Achseln.

„Er ist geflogen wie der Wind, M'ieu. Aber es war ein Biber.“

(Fortsetzung folgt.)